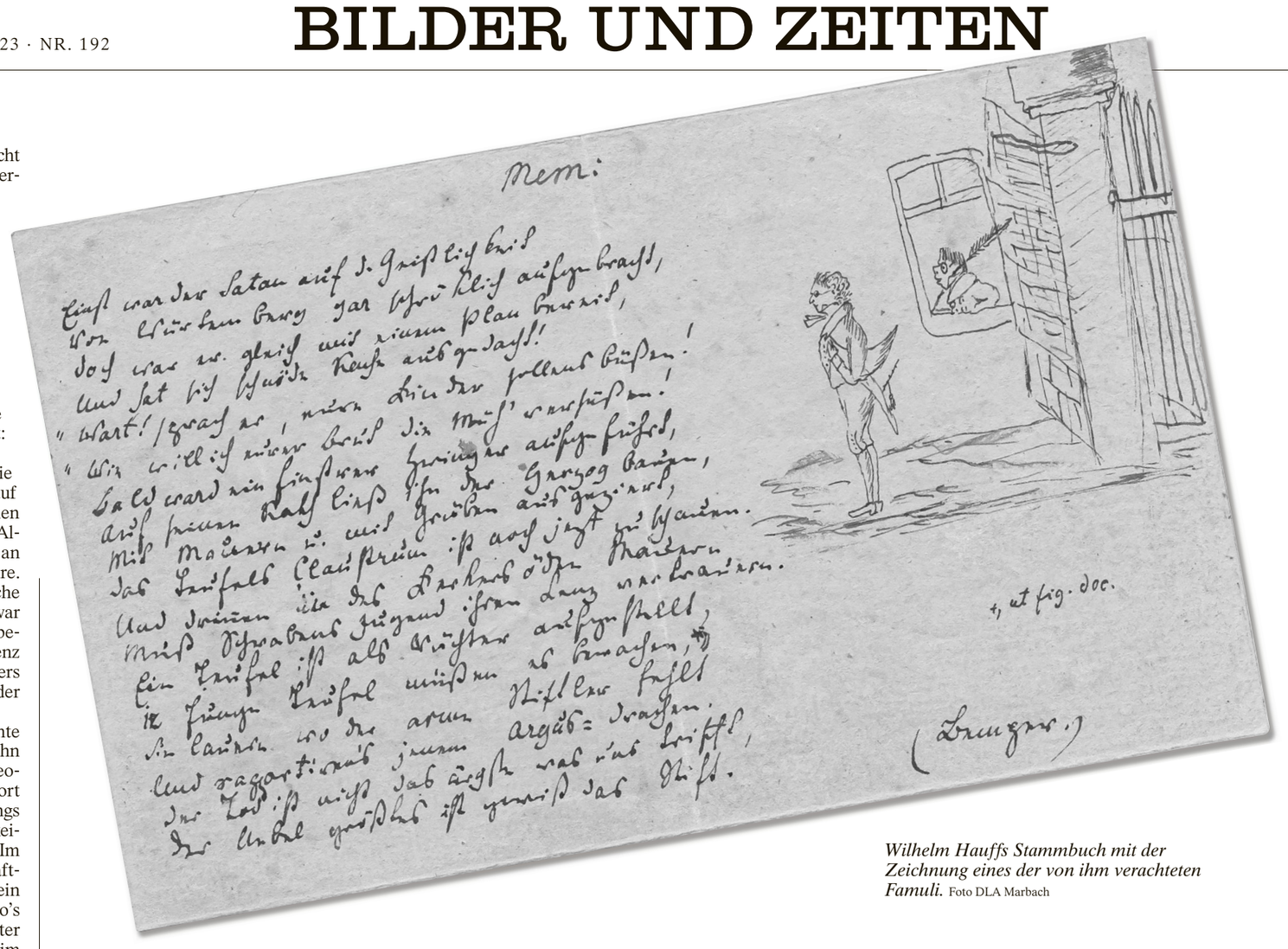

Wilhelm Hauffs Stammbuch mit der Zeichnung eines der von ihm verachteten Famuli. Foto DLA Marbach

Ins Stammbuch geschrieben

Vor zweihundert Jahren blühte diese besonders persönliche Mitteilungsform: Ein Blick in neue Bestände des Deutschen Literaturarchivs Marbach.

Von Helmuth Mojem

In einer Szene von Goethes „Faust“ besucht ein Student den Gelehrten in seiner Studierstube, trifft stattdessen aber auf Mephisto, der ihm eine Studienberatung eigener Art angedeihen lässt – schon allein deshalb sollten heutige Studierende den Text gelegentlich nachlesen –, und am Ende der Unterredung heißt es: „Ich kann unmöglich wieder gehn, / Ich muß euch noch mein Stammbuch überreichen. / Gönn' eure Gunst mir dieses Zeichen!“ Mephisto schreibt ihm dann die rechte Lehre ins Stammbuch, ein Bibelzitat, gleichzeitig aber doch auch seine eigenen Worte, nämlich die Verheißung der Schlange im Paradies, womit sie zum Sündenfall verlockt: Eritis sicut Deus – Ihr werdet sein wie Gott.

Jenseits aller „Faust“-Philologie illustriert die Szene einen langgeübten Brauch: Studenten auf der Universität führten Stammbücher, in denen sich ihre Kommilitonen beim Abschied von der Alma Mater eintrugen – später eine Erinnerung an die Lebensbeziehungen während der Studienjahre. Auch den Universitätslehrern wurden solche Stammbücher zum Eintrag präsentiert, ja es war sogar üblich, dass Studenten auf Reisen bei berühmten Gelehrten vorsprachen, um eine Sentenz von prominenter Hand zu erhaschen, nicht anders als wir heute Fanartikel, Autogrammkarten oder auch Likes von Celebrities sammeln.

So verfuhr auch der sonst nicht weiter bekannte Friedrich Wilhelm Hanser (1760 bis 1803), Sohn eines schwäbischen Pfarrers, der seinerseits Theologie im Tübinger Stift studiert hatte und dort beim Abschluss sogar Primus seines Jahrgangs war. Da er verhältnismäßig früh starb, war ihm keine glanzvolle theologische Laufbahn vergönnt. Im Jahr 1791 unternahm er aber eine wissenschaftliche Reise durch Norddeutschland, von der sein Stammbuch zeugt. Es liest sich wie ein „Who's who“ der damaligen Gelehrtenwelt: Georg Forster in Mainz, Karl Philipp Moritz in Berlin, Joachim Heinrich Campe in Braunschweig, Johann Heinrich Jung-Stilling in Marburg, Christian Gottlob Heyne in Göttingen, Friedrich August Wolf in Halle, Christoph Martin Wieland in Weimar – und Friedrich Schiller in Erfurt. Dem schwäbischen Magister (Hanser) ist durch den Professor der Geschichtswissenschaft aus Jena (Schiller) wohl keine eingehende Beratung zuteilgeworden, man wird sich die Visite recht kurz und formell vorstellen dürfen, denn Hanser hamsterte, nachdem ihm am Tag zuvor noch Wieland in Weimar in sein Stammbuch geschrieben hatte, am 24. August 1791 nicht weniger als vier Eintragungen in Erfurt und obendrein noch eine in Gotha, allesamt von namhaften Professoren und Schriftstellern.

Was aber hat Schiller dem Besuch aus der schwäbischen Heimat ins Stammbuch geschrieben? „Der Geist gedeyht durch Wahrheit / das Herz durch Schönheit – Bürger“ und dann noch die konventionelle Floskel: „Zum Andenken an Ihren ergebenen Diener Fr. Schiller“, wozu Hanser penibel notierte: „Hofrath u. Prof in Jena“, und nachträglich: „in d. Adelstand erhoben 1802“.

An diesem Eintrag ist zweierlei auffällig. Zum einen die Verschreibung bei der Initiale des Wortes „Geist“, denn bei diesem Buchstaben handelt es sich um alles andere eher als um ein „G“ – vielleicht hatte Schiller ursprünglich einen anderen Spruch im Kopf, bei dem auf den Artikel ein anderes Substantiv gefolgt wäre, und wechselte noch während des Schreibens seine Absicht. Der tatsächlich verwendete Wortlaut ist gleichfalls bemerkenswert. Wie Mephisto wählte Schiller ein Zitat, doch anders als dieser kein Selbstzitat, dabei hätten ihm genug eigene Sentenzen zur Verfügung gestanden. Stattdessen griff er auf Verse von Gottfried August Bürger zurück. Die hatte er schon zwei Jahre zuvor gleichfalls für einen Stammbucheintrag verwendet, waren ihm also geläufig und für solche Gelegenheiten rasch zur Hand. Dennoch frappiert diese Wahl zu diesem Zeitpunkt, hatte Schiller Bürgers Gedichte doch zu Anfang des Jahres in einer berühmt-berüchtigten Besprechung harsch abgeurteilt und sich auf diese Weise von seiner eigenen Sturm-und-Drang-Vergangenheit verabschiedet.

Dies freilich auf Kosten des konsternierten Bürger, der lange nicht glauben wollte, dass der von ihm verehrte Schiller ihm das angetan hatte. Was mag Bürger wohl empfunden haben, der Autor der „Lenore“ und des „Münchhausen“, als ihm Friedrich Wilhelm Hanser am 7. November 1791 sein Stammbuch in Göttingen präsentierte und er beim Durchblättern womöglich auf den fatalen Eintrag seines unbarmherzigen Rezensenten stieß? Die Empörung des fälschlich Verurteilten, der neben der Ungerechtigkeit auch noch den geradezu mephistophelischen Zynismus seines Kunstrichters ertragen muss? Oder aber Genugtuung, dass sich Schiller – und sei es auch nur bei solcher Gelegenheit – dann doch seiner, Bürgers, Gedichte bedient hatte?

Für seinen eigenen Eintrag wählte der Göttinger Professor ein Ovid-Zitat: „Est deus in nobis“, dessen Fortsetzung lautet: „agitante calescimus illo“ (‚Ein Gott lebt in uns, wenn er sich regt, erglühen wir‘). Vielleicht meinte Bürger die göttliche Inspiration des Dichters, der er ebenso wie Schiller war, andererseits ist das Diktum ähnlich allgemein wie auch seine eigenen, durch Schiller verwendeten Verse. Geist, Herz, Wahrheit, Schönheit, Gott, Teufel – solche Stammbuchsentenzen weisen ja zweifellos eine gewisse Verwandtschaft zu sinnentleerten Kalendersprüchen auf, und womöglich haben sich weder Schiller noch Bürger viel gedacht bei diesem routinemäßigen, vielleicht auch lästigen Stammbucheintrag. Uns will es anders erscheinen: Im Beziehungsgeflecht der Namen und Orte eines solchen Stammbuchs zeichnen sich die großen Linien der Literaturgeschichte ab.

Eine Generation nach Friedrich Wilhelm Hanser studierte Wilhelm Hauff im Tübinger Stift, keinesfalls als Bester seines Jahrgangs und auch nicht mit sonderlich frommer Gesinnung. Das kann man einem Gedicht entnehmen, das er einem abgehenden Kommilitonen im August 1822 ins Stammbuch schrieb und das Hauffs Verhältnis zur Lehranstalt in überspitzt-satirischer Weise transportiert – gleich Mephisto wählte er also eigene Worte und hob damit die Gattung des Stammbucheintrags ins Literarische. Und der Teufel kommt auch vor.

Einst war der Satan auf die Geistlichkeit
Von Würtemberg gar schröklich aufgebracht,
Doch war er gleich mit einem Plan bereit,
Und hat sich schnöde Rache ausgedacht!
„Wart! sprach er, eure Kinder sollens büßen!
Wie will ich eurer Brut die Müh' versüßen!“
Bald ward ein finstrer Zwinger aufgeführt,
Auf seinen Rath ließ ihn der Herzog bauen,
Mit Mauern und mit Gräben ausgeziert,
Des Teufels Claustrum ist auch jezt zu schauen.
Und drinnen in des Kerkers öden Mauern
Muß Schwabens Jugend ihren Lenz vertrauern.
Ein Teufel ist als Wächter aufgestellt,
12 Junge Teufel müßen es bewachen,
Sie lauern wo der arme Stiftler fehlt
Und raportiren's jenem Argus-Drachen.
Der Tod ist nicht das ärgste was uns trifft,
Der Uebel größtes ist gewiß das Stift.

Hauff selbst, der das Gedicht mit seinem Spitznamen „Bemper“ signiert hat, war von den Zumutungen des Stifts, der strengen Hausordnung und Überwachung der Stipendiaten durch die zwölf Famuli – die nebenstehende Zeichnung zeigt einen solchen Aufpasser – nicht betroffen, weil er wegen Überfüllung des Stifts in der Stadt wohnen durfte und ihm der hier als Oberteufel bezeichnete Institutsdirektor, Ephorus Jäger, durchaus wohlwollend begegnete. Somit sind solche Beschwerden wohl durch die Zeiten tradierte studentische Topoi ohne größeren Realitätsgehalt. In seinem flott gereimten Gedicht versieht Hauff indessen die althergebrachte Klosterkritik mit einer poetischen Einkleidung und verleiht ihr damit, wenn auch nicht mehr Substanz, so doch größere Eindringlichkeit. Formulierungen wie „des Teufels Claustrum“ oder der parodistische Bezug auf Schillers Schlussverse in der „Braut von Messina“: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, / Der Übel größtes aber ist die Schuld“, bleiben bei aller unsachgemäßen Überspitzung beim Leser haften.

Hier war ein werdender Autor am Werk, der schon jetzt mit jener respektlosen Attitüde und polemischen Verve auftrat wie in seinen späteren Werken, wo er etwa – in den „Mitteilungen aus den Memoiren des Satan“ – kurzerhand den Teufel in Tübingen Theologie studieren ließ. Ob der dabei vorgeführte Professor Blasius Schnatterer, der den Teufel etymologisch als „Stinker“ und „Herrn im Dreck“ entlarvt und dafür von diesem mit dem „schönen Luisel“, einer stadtbekannten Prostituierten, blamiert wird, eher mit dem Prälaten Bengel oder mit dem Professor Steudel zu identifizieren sei, wird kontrovers diskutiert. Unstrittig ist, dass Hauff hier wie in seinem Stammbucheintrag mit leichter Hand Menschen und Zustände zu schildern weiß. Vielleicht nicht so erkenntnisträchtig wie Goethes Mephisto mit seinem „Eritis sicut Deus“, nicht so ungewollt beziehungsreich wie Schiller mit seinem Bürger-Zitat, dafür aber unterhaltsam und witzig.

Und die Frauen? Da das Stammbuch sich heutzutage zu dem vorwiegend von Mädchen geführten Poesiealbum gewandelt hat, lohnt auch ein Blick auf die „weibliche“ Ausprägung der Gattung. Neulich erhielt das Deutsche Literaturarchiv Marbach, wo auch die anderen erwähnten Blätter seit Kurzem liegen, das Album einer Dame aus dem neunzehnten Jahrhundert. Darin ein Noten-Eintrag ihres Musiklehrers Friedrich Silcher, dem wir unter anderem die Melodien zu Heines „Loreley“ und zu Uhlands „Ich hatt' einen Kameraden“ verdanken. Die übrigen Einträge stammen von Verwandten und Bekannten, die sich von der Stammbuch-Inhaberin verabschiedeten, weil sie Tübingen verließ. Nicht etwa, weil sie ihr Studium abgeschlossen hätte, daran durften Frauen im Jahr 1846 noch nicht denken, sondern weil sie heiratete.

Besitzerin des Stammbuchs war Emma Jäger (1819 bis 1892), Tochter des Theologieprofessors Gottlieb Friedrich Jäger. Sie wurde eine Pfarrersfrau in Heidenheim, und dieser Lebenslauf gewissermaßen im Schoß der Kirche spiegelt sich in der Gestaltung ihres Albums. Man wird annehmen dürfen, dass sie selbst den Einband mit dessen zahlreichen religiösen Symbolen verziert und die Bibelsprüche ausgewählt hat, die seinen Inhalt rahmen: 1 Cor. 16,14: „Alle eure Dinge lasset in der Liebe geschehen“, und Ps. 84,12: „Denn Gott der Herr ist Sonne und Schild; der Herr gibt Gnade und Ehre: er wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen.“ Ein – ausgesprochen schönes – Zeugnis des Gottvertrauens zu einer Zeit, da die Frommen den Glauben dahinschwinden sahen, zersetzt durch die junghegelianische Lehre der sogenannten Tübinger Schule, vertreten etwa durch den „Heidenbaur“ genannten Professor Ferdinand Christian Baur und dessen Schüler David Friedrich Strauß mit seinem Werk „Leben Jesu, kritisch bearbeitet“. Eine Generationsgenossin Jägers, die vier Jahre ältere Wilhelmine Canz, gleichfalls in Tübingen aufgewachsen, brandmarkte diese Geisteshaltung in einem anklagenden Roman, sie schrieb ihn den Junghegelianern gewissermaßen ins Stammbuch. Der Titel des Romans zitiert Mephisto, er lautet: Eritis sicut Deus.

Helmuth Mojem betreut im Deutschen Literaturarchiv Marbach das Cotta-Archiv und Autorenbestände bis 1867.

Fortsetzung von der vorherigen Seite

Wie die Reden wirken

Hitler am 20. Juli 1944 und die dadurch ausgelöste Aufregung im Großelternhaus am darauffolgenden Morgen. Ich stand als knapp Vierjähriger allein im Badezimmer meiner Großmutter und dachte gerade daran, dass gestern unser bösartigster und gefährlichster Feind in Deutschland getötet werden sollte und es dabei viele Tote und Verletzte gegeben hatte, wobei es nicht denjenigen getroffen hatte, der beseitigt werden sollte, aber dass allein schon dieser Versuch, ihn zu töten, eine großartige Tat gewesen war. Noch klangen in mir die fieberhafte Anspannung und das Wechselbad der Gefühle nach, die am vergangenen Nachmittag und Abend unser Haus beherrscht hatten. Nach meiner vagen Erinnerung war darüber im Familienkreis erregt gesprochen und viel telefoniert worden, und es kam auch einmal ein Besuch, der ähnlich aufgeregt wirkte wie meine Großeltern. Das Ganze blieb für mich als Kleinkind trotzdem noch ungreifbar und verschwommen, sozusagen eine atmosphärische Wahrnehmung. Aber in mir klang aufgrund von Bemerkungen am vergangenen Nachmittag oder Abend auch die Enttäuschung meiner Großeltern, Eltern und sonstiger Anwesenden über das fehlgeschlagene Attentat nach, gleichzeitig jedoch mit der einhellig ausgesprochenen, ungeduldig drängenden Gewissheit, dass es bis zum Ende der Schreckensherrschaft in Deutschland nicht mehr lange dauern könne.

Dass es trotzdem noch Zeit brauchte, hatte Thomas Mann nur drei Tage vor dem Attentat vom 20. Juli 1944 sozusagen geweissagt. Als hätte er damals schon den zähen und geradezu wahnsinnigen deutschen Verteidigungswillen sogar von Volkssturm-Kindern während der letzten Kriegstage des kommenden Jahres vorausgesehen, glaubte er am 17. Juli 1944 wie in einem nachträglichen Rückblick schon resümieren zu können: „Man sollte nicht vergessen und sich nicht ausreden lassen, dass der Nationalsozialismus eine enthusiastische, funkensprühende Revolution, eine deutsche Volksbewegung mit einer ungeheuren seelischen Investierung von Glauben und Begeisterung war.“ Thomas Mann muss sich also darüber im Klaren gewesen sein, wie begrenzt die Wirkung seines jahrelangen und mühsam aufwendigen Unterfangens war. Dies hielt ihn jedoch nicht davon ab, es bis zum bitteren Kriegsende weiterhin zu versuchen. Auch wenn es vielleicht nur Wenige waren, die er damit wirklich erreichte.

Sowohl die Niederschrift der fünfundfünfzig Ansprachen für „Deutsche Hörer“ als sogar noch stärker die fünf Vortragsreisen durch die Vereinigten Staaten in den Jahren von 1938 bis 1943 standen fest unter dem Vorzeichen von Thomas Manns enger politischer und humanistischer und vor allem bewunderungs- und verehrungsvoller Verbundenheit mit dem damals amtierenden Präsidenten Franklin D. Roosevelt. Die Vortragsreisen, in denen Thomas Mann nicht nur seine Texte herunterlas, sondern sich im Anschluss daran mithilfe eines Dolmetschers auf ein ausführliches Frage-und-Antwort-Spiel mit seinen amerikanischen Zuhörern einließ, vermittelten den Eindruck, dass er bei all diesen Vortragsveranstaltungen mit dem ganzen Gewicht seiner Person und seiner Prominenz Roosevelt zur Seite stand, während der Präsident mit enormen Anstrengungen und gegen erheblichen Widerstand darum kämpfte, Amerika aus dessen isolationistischer Lethargie heraus zum Eintritt in den Krieg gegen Hitler zu bewegen. Umso größer waren für Thomas Mann der Schock und der Verlust, als Roosevelt am 12. April 1945, nur wenige Wochen vor dem wesentlich ihm zu verdankenden Sieg über Deutschland, starb. Es war auch ein Verlust für die Mehrheit der amerikanischen Nation. Meine Mutter war bei der Trauerfeier für Roosevelt dabei, die die San Francisco Symphony ausrichtete, in der mein Vater als Bratschist spielte. Als dort der Trauermarsch aus Beethovens Eroica erklang, so erzählte sie mir später, sei im ganzen halbdunklen Auditorium lautes Schluchzen zu hören gewesen.

Als ich dann etliche Wochen später, wieder in Pacific Palisades, an einem Morgen wieder einmal meinen Großvater vor dem Frühstück in seinem Schlafzimmer besuchen durfte, wo er noch vor der Morgentoilette an einem kleinen Tischchen im Morgenmantel saß und seinen Mokka schlürfte, da kam während unserer Frühplauderei das Gespräch wie von selbst auf Roosevelt. Mein Großvater schilderte nostalgisch seine ehrenvolle Einladung mehrere Jahre zuvor zu einem Dinner im Weißen Haus mit dem Präsidenten im Rollstuhl, und er rühmte die Kraft, die damals trotz Roosevelts Krankheit von diesem ausgegangen war, und dessen Klugheit und besonders schöne Stimme, die dem Präsidenten bei seinen öffentlichen Reden den Spitznamen „The Voice“ eingebracht hatte. Außerdem hatte meinem Großvater immer Roosevelts „amerikanisches Lachen“ so gut gefallen. Und dann kam er auf das Wichtigste zu sprechen: auf den plötzlichen tödlichen Schlaganfall des Präsidenten am Schreibtisch. Mein Großvater demonstrierte mir seine Vorstellung von diesem Geschehen überaus anschaulich, indem er vor mir sitzend seinen Kopf blitzschnell so weit nach vorne fallen ließ, dass er damit die Tischplatte berührte. Dieser meine ganze frühe Kindheit begleitende Anflug einer Heldenverehrung seitens meines Großvaters hat zeitlebens etwas Prägendes für mich gehabt.

Eines scheint mir im Zusammenhang mit Thomas Manns Ansprachen an die Deutschen im Krieg noch wichtig zu sein. Während meiner Zeit in Pacific Palisades während der Sommermonate nach Kriegsende wurde während der Mahlzeiten und abends im Living-Room oder auf Spaziergängen viel über das in Deutschland herrschende Nachkriegschaos und über die allgemeine Auflösung dort im Zusammenhang mit den vielen Selbstmorden, Hinrichtungen und Verhaftungen von Kriegsverbrechern gesprochen und auch über diejenigen, die sich frühzeitig feige aus dem Staub gemacht hatten. Ich kann mich zwar an keinen genauen Wortlaut erinnern, konnte jedoch aus den Gesprächen und der allgemeinen Stimmung einiges von dem herausspüren, was heute in Thomas Manns Tagebuch von April und Mai 1945 an nachzulesen ist: nicht nur das anhaltende Grauen, die Fassungslosigkeit und der Ekel. Sondern vielmehr auch die dortigen Anklänge von Mitgefühl angesichts so viel menschlicher Unzulänglichkeit, Niedertracht und Würdelosigkeit.

Nie war bei Thomas Mann so etwas wie Triumph, Genugtuung oder gar ein Rachegedanke zu spüren, was nach all den Jahren des zermürbenden Kampfs und des Harrens aufs Ende des Naziterrors nicht weiter verwunderlich gewesen wäre. Nur selten lese ich so harte, aber auch von Traurigkeit erfüllte Bemerkungen in seinem Tagebuch wie die am 5. Mai 1945, drei Tage vor Kriegsende, verfasste Bemerkung, es sei „nicht möglich, eine Millionen Menschen hinzurichten, ohne die Methoden der Nazis nachzuahmen. Es sind aber rund eine Million, die ausgemerzt werden müssten.“

Mehr als ein Jahr später, nachdem Thomas Mann seine schwere Krebsoperation überstanden und den „Doktor Faustus“ abgeschlossen hatte und am Ende der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse die Urteilsverkündungen bevorstanden, notierte er am 1. September 1946 im Tagebuch wohl etwas angewidert, müde und resigniert, aber auch nobel zurückhaltend, weitblickend und souverän zugleich: „Ein paar werden gehängt werden. Wozu?“

Foto Ullstein

Frido Mann mit seinem Großvater Thomas in Pacific Palisades, 1948

Frido Mann, geboren 1940, ist amerikanischer Staatsbürger und Enkel von Thomas Mann. Diesen Text schrieb er als Vorwort für die kommende erste vollständige englische Ausgabe der Rundfunkansprachen seines Großvaters an „Deutsche Hörer“, die Jeffrey Hill, Hans Vaget und Elaine Chen neu übersetzt haben. Der Publikationszeitpunkt steht noch nicht fest.

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine Archiv